

Sie besucht ihren Sohn...

Eine Erzählung

von

André Baron Foelkersam

Geden Mittwoch- und Freitagabend ging Franz in den Boxklub. Er war, mit seinen dreiundzwanzig Jahren, blitzschnell und hart im Schlag, einer der besten Mittelgewichtler im Klub. Sogar den Schlosser hatte er in der zweiten Runde k. o. geschlagen.

Hente war Mittwoch. Es war kein Grund, weshalb Franz nicht boxen sollte. Aber er ging nicht hin. Er hatte heute zu nichts Lust. Nach Arbeitsschluß war er stundenlang ziellos durch die Straßen gelaufen, durch die sich unaufhaltsam ein dunkler Menschenstrom zog. Franz lief mit. Er wußte selbst nicht, warum.

Funkelnd und glitzernd leuchteten die Lichtreklamen auf; verloschen, flammten wieder auf. Franz lief stir durch die Straßen. Er fühlte sich heute abend sehr einsam, fremd und unnütz; verloren in der riesigen Stadt.

Plötzlich kehrte er um, ging nach Hause und stieg die vier trübe beleuchteten, muffigen Treppen hinauf.

In der Küche klapperte die Wirtin mit Geschirr. Franz öffnete die Tür zu seinem Zimmer, zwang sie zwischen Schrank und Waschtisch vorüber, zog den Rock aus und hing ihn über die Stuhllehne. Dann setzte er sich in Hemdsärmeln aufs Bett. Im Zimmer war es fast dunkel. Von draußen drang der Lärm der Straße herauf: das Surren und Kreischen der Straßenbahnen, das Rattern der Stadtbahnzüge, das helle, ungeduldige Hupen der Autos.

Franz war um diese Zeit nie zu Hause gewesen. Abends trainierte er im Klub, manchmal ging er auch ins Kino oder in ein Tanzlokal. Zu Hause warf er sich ins Bett und schlief fest, bis das Raseln des Weckers ihn morgens aus dem Schlaf riß. Eine knappe halbe Stunde später stand er in der Untergrundbahn, eingepfercht zwischen einer ermüdeten Menge, und fuhr zur Arbeit.

So ging das Tag für Tag. Ob er glücklich war oder nicht, darüber hatte Franz nie nachgedacht. Er hatte bis jetzt überhaupt noch nie über sein Leben nachgedacht. Dazu hatte er einfach zu viel vor. Aber heute war es anders. Heute

stimmte etwas nicht. In seinem Innern war alles leer und tot.

Im Zimmer war es jetzt dunkel. Franz saß noch immer, ohne sich zu rühren, auf dem Bett. Eine Straßenbahn fuhr lärmend vorüber. Die Fensterscheiben klirrten. Knisternd blitzen an den Drähten blaue Funken auf. Ein kaltes weißes Licht sprang über die Wand und verlor sich.

Plötzlich sah Franz die Mutter vor sich, wie sie am Küchentisch unter der Lampe saß. Er sah ihr müdes, abgearbeitetes Gesicht. Er sah die Küche vor sich. Er sah das blau-weiß karierte Wachstuch des Tisches. Er hörte das friedliche Ticken der Wanduhr. Die Sehnsucht nach der Mutter stieg wie eine heiße Welle in ihm auf. Er fühlte sich ganz schwach und weich vor Sehnsucht. Er hatte seit Monaten nicht mehr an sie gedacht.

Die Mutter schrieb jede Woche. Franz las ihre Briefe schnell und flüchtig. Er wußte schon im voraus, was in ihnen stand. Es stand in ihnen immer dasselbe: „Und jeden Tag, mein Junge, denke ich an dich . . .“ — Es sind drei Jahre her, seitdem ich sie zuletzt gesehen habe, dachte Franz. Die erste Zeit in der Stadt hatte ihm die Mutter gefehlt. Allmählich wurde ihr Bild immer schattenhafter, immer verschwommener. Und ich habe ihr seit Monaten nicht mehr geschrieben! Franz hätte in diesem Augenblick alles darum gegeben, das wieder gutzumachen, der Mutter zu zeigen, wie gern er sie hatte. Ich muß ihr schreiben, dachte er. Gleich heute noch. Ich will ihr sagen . . .

Franz saß am Tisch und starrte den Briefbogen an. Ihm war ganz heiß vor Zärtlichkeit. Er wollte der Mutter so vieles sagen. Aber er konnte es nicht sagen. Er schämte sich, es zu schreiben. „Liebe Mutter . . . hier in der Stadt ist es fein . . . und wenn du mal herkommen könntest . . .“

Franz lag an diesem Abend noch lange wach. Er lag auf dem Rücken, die Arme unterm Kopf verschränkt, und starrte ins Dunkel. Er sehnte sich danach, wieder klein zu sein. Und er wünschte, daß die Mutter jetzt an seinem Bett sitzen